

Ingrid Betancourt
Kein Schweigen,
das nicht endet

Sechs Jahre
in der Gewalt der Guerilla

Aus dem Französischen von
Maja Ueberle-Pfaff, Elisabeth Liebl und
Claudia Feldmann

Knaur Taschenbuch Verlag

Die französische Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel
»Même le silence a une fin« bei Gallimard, Paris.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Knaur Taschenbuch
Vollständige Taschenbuchausgabe Februar 2012

© 2010 Ingrid Betancourt

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2010 Droemer Verlag

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit

Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Claudia Schlottmann und Caroline Draeger

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildungen: © Ruven Afanador/Corbis Outline

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-426-78414-3

2 4 5 3 1

*Für alle meine Brüder,
die noch als Geiseln gefangen gehalten werden*

Für meine Mitgefangenen

*Für alle, die für unsere
Freilassung gekämpft haben*

Für Mélanie und Lorenzo

Für meine Mutter

1. Kapitel

Die Flucht aus dem Käfig

Dezember 2002. Ich hatte den Entschluss gefasst zu fliehen. Es war nicht das erste Mal, aber nach drei vergeblichen Versuchen waren die Bedingungen unserer Gefangenschaft noch unerträglicher geworden. Sie hatten uns in einen Käfig gesteckt, aus Holzbrettern und mit einem Blechdach. Der Sommer nahte, und es hatte seit über einem Monat keine nächtlichen Gewitter mehr gegeben. Und ohne Gewitter ging es nicht. In einer Ecke unseres Käfigs hatte ich ein halbvermodertes Brett entdeckt. Durch einen festen Fußtritt gelang es mir, ein kleines Stück herauszubrechen. Es war tagsüber, nach dem Mittagessen, als die Wache, auf das Gewehr gestützt, im Stehen vor sich hin döste. Der erbärmliche Krach ließ ihn zusammenzucken. Alarmiert kam er herüber und schlich um den Käfig herum, langsam, wie ein wildes Tier. Mit angehaltenem Atem beobachtete ich ihn durch die Ritzen zwischen den Brettern. Er konnte mich nicht sehen. Zweimal blieb er stehen, schaute sogar durch ein Astloch herein, und für den Bruchteil einer Sekunde trafen sich unsere Blicke. Erschrocken fuhr er zurück. Dann stellte er sich, um Haltung bemüht, direkt vor dem Eingang des Käfigs auf. Das war seine Rache, er würde mich nicht mehr aus den Augen lassen.

Ich vermied jeden Blickkontakt und dachte sorgfältig nach. Wäre es möglich, sich durch die Öffnung zu zwängen? Wenn der Kopf durch die Lücke ging, passte normalerweise auch der Körper hindurch. Ich dachte an meine Kinderzeit zurück, wie ich mich zwischen den Gitterstäben des Zauns am Parc Monceau hindurchgezwängt hatte. Wenn, dann war es immer am

Kopf gescheitert. Aber ich war mir nicht mehr so sicher. Galt das auch für den Körper eines Erwachsenen? Waren die Proportionen dieselben? Hinzu kam, dass meine Mitgefangene und ich zwar schrecklich abgemagert waren, aber ich hatte im Lauf der vergangenen Wochen bemerkt, dass mein Körper anschwell, wahrscheinlich Wasser im Gewebe aufgrund unserer erzwungenen Bewegungslosigkeit. Bei Clara war es deutlich zu sehen. Meinen eigenen Zustand konnte ich schlecht beurteilen, da wir keinen Spiegel hatten.

Ich hatte mit ihr über einen weiteren Fluchtversuch gesprochen, und sie hatte sehr aufgebracht reagiert. Nach den gescheiterten Versuchen sorgte das Thema zwischen uns für Spannungen. Wir redeten kaum mehr miteinander. Sie war reizbar geworden, und meine Gedanken kreisten nur um die eine Sache. Ich dachte nur noch daran, meine Freiheit wiederzugewinnen, den Händen der FARC zu entkommen.

Also brachte ich den ganzen Tag damit zu, die Flucht zu planen und mir genauestens zu überlegen, was wir dafür brauchen würden. Dabei hielt ich mich immer wieder mit albernem Nebensächlichkeiten auf. Beispielsweise konnte ich mir nicht vorstellen, ohne meine Fleecejacke zu fliehen. Aber ich hatte vergessen, dass die Jacke nicht wasserdicht war, und sobald sie nass wurde, war sie schwer wie Blei. Das Moskitonetz würden wir auch brauchen.

Ich grübelte den ganzen Tag vor mich hin: Und die Stiefel, was machen wir mit den Stiefeln? Abends lassen wir sie immer draußen vor dem Eingang des Käfigs stehen. Ich muss mir angewöhnen, sie mit reinzunehmen, damit die Wachen nicht stutzig werden, wenn die Stiefel nicht vor der Tür sind, während wir schlafen. Und wir brauchen eine Machete. Um uns vor wilden Tieren zu schützen und uns einen Weg durch den Urwald zu bahnen. Aber das ist so gut wie unmöglich. Sie passen auf. Sie haben nicht vergessen, dass wir ihnen beim Aufbau des vorigen Lagers eine gestohlen haben. Eine Schere wäre gut, die überlassen sie uns ja ab und zu. Und Proviant, ich muss mir

überlegen, wo wir etwas zu essen herbekommen. Wir müssen etwas aufsparen, ohne dass sie es merken. Und alles muss in Plastik eingewickelt sein, denn wir werden schwimmen müssen. Zu schwer darf es auch nicht sein, sonst kommen wir nicht vorwärts. Aber meine Schätze nehme ich mit, auf keinen Fall lasse ich die Fotos von meinen Kindern und meine Wohnungsschlüssel hier zurück.

Bestimmt zwanzigmal dachte ich darüber nach, welche Route wir nehmen sollten, sobald wir dem Käfig entkommen waren. Ich versuchte, alles Erdenkliche auszurechnen: wie weit der Fluss entfernt war, wie viele Tage wir brauchen würden, bis wir Hilfe bekamen, und dergleichen mehr. Ich stellte mir das Entsetzen vor, falls uns im Wasser eine Anakonda angriff oder ein riesiger Kaiman wie der, dessen Augen im Schein der Taschenlampe des Bewachers rot aufgeglüht hatten, als wir den Fluss hinuntergefahren waren. Ich malte mir aus, wie ich mit einem Jaguar rang, weil die Rebellen uns mit einer blutrünstigen Beschreibung beglückt hatten. Ich dachte an alles, was mir möglicherweise Angst machen könnte, um mich psychisch darauf einzustellen. Ich war fest entschlossen, mich diesmal von nichts aufhalten zu lassen.

Ich konnte an nichts anderes denken. Ich schlief nicht mehr, weil ich merkte, dass mein Verstand in der nächtlichen Stille besser arbeitete. Ich beobachtete und merkte mir alles: wann die Wachen sich abwechselten, wo jeder von ihnen stand, wer wach blieb und wer regelmäßig einschlief, wer seinem Nachfolger Bericht erstattete, wie oft wir aufstanden, um zu pinkeln, und so weiter.

Ich versuchte auch, mit Clara zu reden, sie auf die Mühen vorzubereiten, die die Flucht mit sich bringen würde, die Vorsichtsmaßnahmen, die zu beachten waren, die Geräusche, die wir vermeiden mussten. Sie hörte mir schweigend und mit verbissener Miene zu und reagierte jedes Mal mit Ablehnung oder Einwänden. Dabei gab es wichtige Dinge zu erledigen. Wir brauchten Material, mit dem wir unsere Decken ausstopfen

konnten, damit es so aussah, als lägen wir auf unseren Schlafstellen.

Ich durfte den Käfig nur verlassen, um zu den *chontos* zu gehen, wenn ich ein menschliches Bedürfnis verspürte. Das bot mir die Gelegenheit, den Müllhaufen nach etwas Brauchbarem zu durchsuchen.

Eines Abends kam ich mit einem alten Sack zurück, der mit vergammelten Essensresten getränkt war, und ein paar Pappstücken – das ideale Material für unsere Tarnung. Mit meinem Verhalten ging ich meinem Bewacher auf die Nerven. Da er nicht wusste, ob er mir verbieten sollte, in den weggeworfenen Sachen zu wühlen, brüllte er mich an, ich solle mich beeilen, und schwenkte drohend sein Gewehr. Clara wiederum wich angeekelt vor meiner kostbaren Beute zurück, weil sie nicht begriff, wie nützlich sie uns sein konnte.

Da wurde mir bewusst, was für ein Abgrund uns trennte. Obwohl wir durch die Umstände zusammengeschweißt waren wie siamesische Zwillinge, hatten wir nichts gemeinsam, lebten wir in zwei verschiedenen Welten: Sie versuchte sich anzupassen, ich konnte an nichts anderes denken als an Flucht.

Nach einem besonders heißen Tag kam gegen Abend Wind auf. Für eine kleine Weile verstummte der Urwald. Kein Vogelschrei, kein Flügelschlag war zu hören. Wir alle hielten das Gesicht in den Wind, atmeten tief ein: Das Gewitter zog rasch auf.

Im Lager brach hektische Aktivität aus. Alle setzten sich in Bewegung: Einige überprüften die Spannseile an den Zelten, andere rannten los, um die Wäsche einzusammeln, die zum Trocknen aufgehängt war, wieder andere liefen in weiser Voraussicht zu den *chontos*, für den Fall, dass das Gewitter länger dauerte, als sie einhalten konnten. Während ich das Hin und Her verfolgte, krampfte sich mir vor Nervosität der Magen zusammen, und ich betete zu Gott, dass er mir die Kraft gab, meinen Plan umzusetzen. Heute Abend werde ich frei sein,

sagte ich mir im Geist immer wieder, um die Angst zurückzudrängen, die meine Muskeln lähmte und mir das Blut in den Adern stocken ließ, während ich zitternd die Handgriffe erledigte, die ich mir in meinen schlaflosen Nächten tausendmal zurechtgelegt hatte: Ich baute meine Schlafatrappe, faltete die große schwarze Plastikplane zusammen und schob sie in meinen Stiefel, steckte die graue Plastiktüte ein, die ich mir als Regenschutz überziehen konnte, und vergewisserte mich, dass meine Mitgefangene bereit war. Dann wartete ich auf den Ausbruch des Gewitters.

Von meinen früheren Versuchen wusste ich, dass der beste Moment für die Flucht die Abenddämmerung war. Hier im Urwald bedeutete das genau um achtzehn Uhr fünfzehn. Während der wenigen Minuten, in denen die Augen mit dem schwindenden Licht rangen und bevor es vollkommen dunkel wurde, waren wir alle blind.

Ich betete darum, dass das Gewitter genau zu der Zeit losbrach. Wenn es uns gelang, aus dem Lager zu fliehen, bevor sich die Nacht über den Urwald senkte, würden die Wächter bei ihrem Wechsel nichts bemerken, und der Alarm würde erst am nächsten Morgen ausgelöst. Das gäbe uns genug Zeit, Abstand zu gewinnen und uns den Tag über zu verstecken. Die Suchteams, die sie losschickten, würden wesentlich schneller laufen als wir, weil sie viel kräftiger waren und das Tageslicht nutzen konnten. Aber wenn wir es schafften zu fliehen, ohne Spuren zu hinterlassen, würde ihr Suchbereich umso größer werden, je weiter wir kamen. Und dann würden sie mehr Männer brauchen, als sie im Lager hatten. Ich setzte darauf, dass wir nachts weitergehen konnten, denn in der Dunkelheit konnten sie uns nicht suchen, ohne sich durch den Schein ihrer Taschenlampen zu verraten. So könnten wir uns rechtzeitig verstecken. Wenn wir drei Nächte durchgingen, so hatte ich mir ausgerechnet, wären wir etwa zwanzig Kilometer vom Lager entfernt, und dann konnten sie uns nicht mehr finden. Von da an würden wir tagsüber weitergehen können, am Fluss

entlang – aber nicht zu nah am Ufer, denn dorthin würden sie sicher ihre Suchtrupps schicken –, bis wir einen Ort erreichten, wo wir um Hilfe bitten konnten. Ja, es war machbar, und ich glaubte daran, dass wir es schaffen konnten. Aber wir mussten uns bald auf den Weg machen, um in der ersten Nacht so weit wie nur möglich vom Lager wegzukommen.

Doch der günstige Zeitpunkt kam und ging, ohne dass das Gewitter losbrach. Der Wind fegte unablässig, aber der Donner grollte in weiter Ferne, und im Lager breitete sich wieder eine gewisse Ruhe aus. Die Wache hatte sich eine große schwarze Plastikplane umgehängt, mit der sie aussah wie ein Krieger aus alten Zeiten, und trotzte dem Wetter mit wehendem Umhang. Und alle sahen dem Gewitter mit der Gelassenheit eines alten Matrosen entgegen, der seine Ladung gesichert hat.

Unendlich langsam krochen die Minuten dahin. Aus einem Radio irgendwo in einem der Zelte klangen Fetzen fröhlicher Musik herüber. Der Wind blies immer noch kräftig, aber der Donner war verstummt. Ab und an durchbrach ein Blitz die Kuppel der Vegetation. Es war kühl, beinahe kalt. Ich spürte die Elektrizität, die in der Luft lag und mir einen Schauer über den Rücken jagte. Doch allmählich fingen meine Augen vom angestrengten Starren in die Dunkelheit an zu brennen, und meine Lider wurden schwer. *Heute kommt kein Regen mehr.* Mir pochte der Schädel. Ich sah, dass Clara sich, von Müdigkeit übermannt, in ihrer Ecke zusammengekauert hatte, und schließlich sank auch ich in einen tiefen Schlaf.

Kalte Feuchtigkeit, die zwischen den Brettern hindurchdrang, weckte mich und verursachte mir eine Gänsehaut. Dann riss mich der Klang der ersten Regentropfen, die auf das Blechdach fielen, aus meiner Benommenheit. Ich berührte Clara am Arm; es war Zeit zu gehen. Mit jeder Sekunde wurden die Tropfen schwerer, dichter, zahlreicher. Doch es war nicht dunkel genug. Der Mond hatte sich gegen uns gestellt. Ich spähte zwischen den Brettern hindurch; draußen war es beinahe taghell.

Sobald wir aus dem Käfig heraus waren, würden wir losrennen und uns so schnell wie möglich im etwa zehn Meter entfernten Unterholz verstecken müssen, das Ganze in der Hoffnung, dass niemand aus den umliegenden Zelten auf die Idee kam, just in dem Moment zu unserem Gefängnis herüberzusehen. Ich versuchte abzuschalten. Doch woher sollte ich wissen, wann es so weit war, ich hatte keine Uhr. Ich musste mich auf Claras Uhr verlassen. Doch sie reagierte in letzter Zeit zunehmend genervt, wenn ich nachfragte. Jetzt musste es sein. »Es ist neun«, antwortete sie auf meine zögerliche Frage. Auch sie schien sich der Tatsache bewusst zu sein, dass wir uns in diesem Moment keine unnötige Diskussion leisten konnten. Im Lager schliefen offenbar bereits alle, und das war gut so, aber die Nacht wurde für uns immer kürzer.

Die Wache war damit beschäftigt, sich so gut es ging vor dem sintflutartigen Regen zu schützen, und das ohrenbetäubende Prasseln der Tropfen auf dem Blechdach übertönte das Geräusch meiner Tritte gegen die maroden Bretter. Beim dritten Versuch brach ein weiteres Stück heraus. Doch die Öffnung, die entstand, war nicht so breit, wie ich gehofft hatte.

Ich schob meinen Rucksack hindurch. Als ich meine Hände zurückzog, waren sie klatschnass. Ich wusste, dass wir den ganzen Tag bis auf die Knochen durchnässt sein würden, und allein bei der Vorstellung graute mir. Gleichzeitig war ich wütend auf mich selbst, dass meine Bequemlichkeit drohte, meinen Kampf um die Freiheit im Keim zu ersticken. Es kam mir so albern vor, wie viel Zeit ich damit verschwendete, mich davon zu überzeugen, dass ich nicht krank werden und meine Haut sich nach drei Tagen im Regen nicht auflösen würde. Offenbar hatte ich bisher ein zu leichtes Leben gehabt, war in einer Umgebung aufgewachsen, wo Vorsicht nichts anderes war als Angst vor Veränderung. Ich hatte die jungen Menschen beobachtet, die mich gefangen hielten, und ich konnte nicht umhin, sie zu bewundern. Sie schwitzten nicht, sie froren nicht, sie wurden nicht gestochen oder gebissen, sie legten eine

bemerkenswerte Kraft und Geschicklichkeit an den Tag, und sie bewegten sich im Urwald dreimal so schnell wie ich. Die Angst, die ich überwinden musste, war im Wesentlichen aus Vorurteilen entstanden. Bei meinem ersten Fluchtversuch war ich gescheitert, weil ich Angst hatte zu verdursten. Ich konnte mich einfach nicht überwinden, das braune Wasser aus den Pfützen zu trinken. So hatte ich mich nun seit Monaten darin geübt, das schlammige Flusswasser zu trinken, um mir zu beweisen, dass ich imstande war, die schrecklichen Parasiten zu überleben, die sich gewiss längst in meinen Eingeweiden eingenistet hatten.

Darüber hinaus hatte ich El Mocho Cesar, den obersten Anführer der FARC, der mich gefangen genommen hatte, im Verdacht, dass er den Guerillas befohlen hatte, das Wasser für die Gefangenen vor unseren Augen abzukochen, damit wir psychisch abhängig von dieser Hygienemaßnahme wurden und uns nicht trauten, das Lager zu verlassen und in den Urwald zu fliehen.

Um unsere Angst vor der Wildnis zu schüren, brachten sie uns zum Flussufer, damit wir bei der Tötung einer riesigen Schlange zusehen konnten, die sie gefangen hatten, als diese gerade eine schwimmende Guerillakämpferin angreifen wollte. Das Tier war wirklich ein Ungeheuer. Ich maß es mit Schritten ab, es muss rund siebeneinhalb Meter lang gewesen sein, bei einem Durchmesser von einem halben Meter – ungefähr so breit wie meine Taille. Drei Männer waren nötig, um es aus dem Wasser zu ziehen. Sie bezeichneten die Schlange als *guio*, aber für mich war es eine Anakonda. Das Abschreckungsmanöver war ihnen gelungen; monatelang geisterte das Tier durch meine Alpträume.

Wenn ich diese jungen Rebellen sah, die sich so problemlos im Urwald bewegten, kam ich mir schwerfällig vor, ungeschickt und gealtert. Ich wusste, das war eine Frage der Selbstwahrnehmung. Doch in einer Welt ohne Respekt und Bewunderung, ohne die Wärme und Liebe meiner Familie kam es mir

vor, als würde ich rapide altern. Und was noch schlimmer war, sie hatten mich dazu gebracht, das Wesen, zu dem ich geworden war, zu verachten – so abhängig, so dumm und vollkommen unfähig, auch nur die trivialsten Alltagsprobleme zu bewältigen.

Ich betrachtete noch eine Weile die Regenwand, die uns jenseits der schmalen Öffnung erwartete. Clara kauerte neben mir. Ich sah zum Eingang des Käfigs. Der Wachposten war im Gewitter verschwunden. Nichts rührte sich, außer dem Regen, der erbarmungslos niederprasselte. Meine Gefährtin drehte sich zu mir. Unsere Blicke trafen sich. Wir nahmen uns an den Händen und drückten sie so fest, dass es weh tat. Wir mussten los.

Ich löste mich von Clara, strich meine Kleidung glatt und legte mich neben der Öffnung auf den Boden. Ich schob den Kopf hindurch, was überraschend leicht ging, dann die Schultern. Ich wand mich hin und her, um den Rest meines Körpers hindurchzuzwängen, blieb stecken und versuchte nervös, einen Arm freizukriegen. Nachdem mir das gelungen war, grub ich die Finger in die Erde und zog, so fest ich konnte. Mühsam zerzte ich mich vorwärts. Endlich, mein Oberkörper war frei. Ich verdrehte die Hüften schmerzhaft, um den Rest meines Körpers seitwärts durch die Öffnung zu bekommen. Ich zapfelte mit den Beinen, und einen Moment lang fürchtete ich, es nicht zu schaffen, doch dann war ich draußen. Ich sprang auf und trat ein Stück zur Seite, damit meine Mitgefangene leichter herauskommen konnte.

Doch an der Öffnung rührte sich nichts. Worauf wartete Clara? Warum war sie nicht draußen? Ich kniete mich hin und spähte durch die Öffnung. Doch ich sah nichts außer der abstoßenden, höhlenartigen Finsternis im Innern des Käfigs. Vorsichtig flüsterte ich ihren Namen. Keine Antwort. Ich schob eine Hand hinein und tastete umher. Nichts. Übelkeit schnürte mir die Kehle zusammen. Ich blieb neben der Öffnung hocken und musterte aufmerksam jeden Millimeter

meines Gesichtsfelds, überzeugt, dass sich die Wächter jeden Moment auf mich stürzen würden wie wilde Tiere. Ich versuchte zu schätzen, wie viel Zeit vergangen war, seit ich es nach draußen geschafft hatte. Fünf Minuten? Zehn? Ich wusste es nicht. Hektisch überlegte ich, was ich tun sollte, während ich auf jedes noch so winzige Geräusch lauschte, nach jedem noch so schwachen Lichtschein Ausschau hielt. Verzweifelt beugte ich mich erneut zu der Öffnung und rief noch einmal Claras Namen, so laut, dass sie ihn auch in der hintersten Ecke des Käfigs hören musste, doch instinktiv wusste ich bereits, dass ich keine Antwort bekommen würde.

Ich stand auf. Vor mir lagen das Dickicht des Urwalds und der sintflutartige Regen, um den ich in den vergangenen Tagen so inständig gebetet hatte. Ich war draußen, und es gab kein Zurück. Auch wenn ich allein war, ich musste mich beeilen. Ich tastete nach, ob das Gummiband, das mein Haar zusammenhielt, noch an seinem Platz war. Ich wollte nicht, dass die Rebellen auch nur die winzigste Spur von mir fanden. Ich zählte langsam bis drei, dann lief ich los, direkt hinein in den Urwald.

Ich rannte blindlings drauflos, von wilder Panik getrieben, wich instinktiv den Bäumen aus und peitschte mich vorwärts, bis ich nicht mehr konnte.

Schließlich hielt ich inne und drehte mich um. Ich konnte immer noch die Lichtung erkennen, sie zeichnete sich wie ein phosphoreszierendes Licht zwischen den Bäumen ab. Als mein Verstand wieder einsetzte, bemerkte ich, dass ich wie ferngesteuert dorthin zurückging, weil ich es offenbar nicht fertigbrachte, ohne Clara zu fliehen. Im Geist ging ich alle unsere Gespräche durch, alle Vereinbarungen, die wir getroffen hatten. Vor allem eine war mir im Gedächtnis, und auf die stützte ich mich jetzt: Falls wir uns auf dem Weg nach draußen verloren, wollten wir uns bei den *chontos* treffen. Wir hatten es einmal erwähnt, flüchtig, ohne wirklich daran zu glauben.

Glücklicherweise schien mein Orientierungsvermögen im

Urwald zu funktionieren. In den Straßen einer Großstadt verlief ich mich leicht, aber im Wald fand ich mich zurecht. Ich kam genau auf Höhe der *chontos* heraus. Doch natürlich war dort weit und breit niemand. Ich sah mich um, angewidert von dem Insektengewimmel um die Löcher, meinen dreckigen, schlammverschmierten Händen und dem unaufhörlichen Regen. Ich wusste nicht, was ich tun sollte, und Verzweiflung überkam mich.

Plötzlich hörte ich Stimmen. Hastig zog ich mich in das Dickicht zurück. Ich versuchte zu erkennen, was drüben im Lager vor sich ging. Ich schlich am Rand der Lichtung entlang, um näher an den Käfig heranzukommen, und kauerte mich genau an der Stelle hin, wo ich in den Urwald geflüchtet war. Das Gewitter war einem gleichförmigen Regen gewichen, und jetzt konnte man auch wieder andere Geräusche hören. Die laute Stimme des Comandante drang an meine Ohren. Ich konnte nicht verstehen, was er sagte, aber es klang drohend. Im Innern des Käfigs leuchtete eine Taschenlampe auf. Ein Lichtstrahl schien grell aus der Öffnung in der Wand und schwenkte von links nach rechts über die Lichtung, nur eine Handbreit von meinem Versteck entfernt. Ich wich ein Stück zurück. Meine Kleidung war schweißgetränkt, mein Herz raschte, und mir war speiübel vor Angst.

Da hörte ich Claras Stimme. Die erstickende Hitze verwandelte sich in Eiseskälte. Ich begann am ganzen Körper zu zittern. Ich begriff nicht, was passiert sein konnte. Warum war sie erwischt worden? Weitere Lampen leuchteten auf, Befehle wurden gegeben, eine Gruppe von Männern mit Taschenlampen schwärmte aus. Ein paar von ihnen inspizierten das Gebiet rund um den Käfig, die Ecken, das Dach. Sie musterten die Öffnung eingehend, dann schwenkten sie ihren Lichtstrahl zum Waldrand. Ich sah, wie sie erregt miteinander sprachen.

Auf einmal hörte der Regen auf, und Dunkelheit senkte sich herab wie ein bleierner Vorhang aus Stille. Ich meinte, den

Umriss meiner Mitgefangenen im Käfig erkennen zu können. Sie hatte eine Kerze angezündet, und das war ein seltenes Privileg, denn normalerweise durften Gefangene kein Licht haben. Sie sprach mit jemandem, aber es war nicht der Anführer. Ihre Stimmen waren gedämpft, verhalten.

Während ich diese unerreichbare Welt beobachtete, ertappte ich mich dabei, wie ich es fast bereute, allein, durchnässt und zitternd hier draußen zu hocken. Es wäre so leicht gewesen, so bequem, so verlockend, einfach aufzugeben und an diesen warmen, trockenen Ort zurückzukehren. Doch ich ermahnte mich, der Versuchung zu widerstehen und meinem Plan zu folgen, und um kein Selbstmitleid aufkommen zu lassen, sagte ich mir immer wieder: »Du musst gehen, du musst gehen, du musst gehen!«

Widerstrebend riss ich mich von dem Lichtschein los und tauchte ein in die zähe, wirre Dunkelheit. Der Regen setzte wieder ein. Das Gehen war mühsam, ich stolperte bei jedem zweiten Schritt. Ich hielt die Hände vor mir ausgestreckt, damit ich Hindernisse rechtzeitig bemerkte. Ich hatte es nicht geschafft, an eine Machete heranzukommen, aber ich hatte eine Taschenlampe. Doch das Risiko, mich durch den Lichtstrahl zu verraten, war viel zu groß. Während ich mich langsam durch diese bedrohliche Finsternis bewegte, schwor ich mir, die Lampe nur dann einzuschalten, wenn ich es gar nicht mehr aushielt. Meine Hände stießen auf nasse, rauhe, klebrige Oberflächen, und die ganze Zeit rechnete ich damit, das Brennen eines gefährlichen Giftes zu verspüren.

Das Gewitter entlud sich erneut über mir. Der Regen prasselte auf die Blätterkuppel über meinem Kopf, und es klang, als würde sie jeden Moment unter dem Gewicht des Wassers nachgeben. Der Gedanke an die Flut, in der ich dann versinken würde, verstärkte noch meine Verzweiflung. Ich wusste nicht mehr, ob es Regentropfen oder Tränen waren, die mir über die Wangen liefen, und gleichzeitig hasste ich dieses weinende, zitternde Kind in mir.

Ich war bereits ein gutes Stück vorangekommen. Plötzlich schlug direkt vor mir ein Blitz ein, und in dem grellen Licht war meine unheimliche Umgebung für einen Moment ganz deutlich zu erkennen. Überall um mich herum standen riesige Bäume, und zwei Schritte vor mir gähnte ein steiler Abgrund. Geblendet blieb ich stehen. Ich kauerte mich zwischen die Wurzeln des nächsten Baumes, um zu Atem zu kommen. Ich war kurz davor, die Taschenlampe herauszuholen, als ich flackernde Lichtstrahlen bemerkte, die sich in meine Richtung bewegten. Kurz darauf konnte ich auch Stimmen hören. Sie suchten mich, und sie mussten sehr nah sein, denn ich hörte, wie einer von ihnen rief, er habe mich gesehen. Ich duckte mich, so gut es ging, zwischen die Wurzeln des Baumriesen und betete zu Gott, er möge mich unsichtbar machen.

Ich verfolgte ihre Bewegungen anhand der Lichtstrahlen. Einer von ihnen war ganz nah. Er hielt seine Taschenlampe genau in meine Richtung. Geblendet schloss ich die Augen, rührte mich nicht und wartete auf die Jubelschreie, auf die Hände, die mich packten. Doch der Lichtstrahl wanderte weiter, kehrte noch einmal kurz zurück und ließ mich endlich allein in der tropfenden Dunkelheit zurück.

Zitternd und ungläubig richtete ich mich auf und lehnte mich an den uralten Baum, um einen klaren Kopf zu bekommen. Mehrere Minuten stand ich einfach nur da. Wieder durchbrach ein Blitzschlag die Nacht und erlöste mich von der konturenlosen Schwärze, in der ich trieb. Sofort machte ich mich auf den Weg zu der Stelle, wo ich meinte, einen Durchgang zwischen zwei Bäumen gesehen zu haben, und wartete dabei auf den nächsten Blitz, der mich vorübergehend von meiner Blindheit befreien würde. Die Wachen waren verschwunden.

Meine Beziehung zur Welt der Nacht begann sich zu verändern. Es wurde leichter, voranzukommen, meine Hände reagierten schneller, und mein Körper lernte, sich besser zu orientieren. Die Panik ließ nach. Meine Umgebung erschien mir nicht mehr so feindselig. Ich fing an, in diesen Palmen und

Farnen, in diesem widerspenstigen Dickicht eine mögliche Zuflucht zu sehen. Und die Verzweiflung über meinen Zustand, über die Tatsache, dass ich klatschnass und schlammbedeckt war, blutige Hände hatte und nicht wusste, wohin ich gehen sollte, verlor an Bedeutung. Ich konnte überleben. Ich musste weitergehen, in Bewegung bleiben, von hier wegkommen. Ich wusste, dass sie die Suche bei Tagesanbruch wieder aufnehmen würden, doch im Schwung des Augenblicks dachte ich nur immer wieder: Ich bin frei. Und meine innere Stimme leistete mir Gesellschaft.

Unmerklich wurde der Urwald vertrauter; aus der eindimensionalen, finsternen Welt eines Blinden wurde eine Landschaft in einfarbigem Relief. Umrisse begannen sich abzuzeichnen, und schließlich erlangte das Universum seine Farben zurück: Der Tag brach an. Ich musste ein gutes Versteck finden.

Ich lief schneller, stellte mir ihre Reaktion vor, versuchte, ihre Gedanken zu erraten. Ich hielt Ausschau nach einer Mulde im Boden, wo ich mich in meine schwarze Plastikplane hüllen und mit Laub bedecken konnte. Innerhalb weniger Minuten wechselten die Farben um mich herum von Graublau zu Grün. Es musste mittlerweile etwa fünf Uhr morgens sein, und sie konnten jeden Moment hier auftauchen. Dabei wirkte der Urwald so abgeschieden. Kein Geräusch, keine Bewegung; die Zeit schien stillzustehen.

Vom friedlichen Tageslicht in trügerische Sicherheit gelullt, fiel es mir schwer, meine Wachsamkeit aufrechtzuerhalten. Dennoch bemühte ich mich um Vorsicht, während ich weiterging. Plötzlich und ohne jede Vorwarnung füllte sich der Raum vor mir mit Licht. Verwundert blickte ich über die Schulter. Hinter mir blieb der Urwald so dämmrig wie zuvor. Da begriff ich, was das Licht zu bedeuten hatte: Ein paar Meter vor mir lichteten sich die Bäume, und dahinter lagen Himmel und Wasser.

Es war der Fluss. Ich konnte sehen, wie er tosend und brodelnd vorüberschoss und wütend ganze Bäume mit sich riss,

die um Hilfe zu rufen schienen. Das aufgewühlte Wasser machte mir Angst. Doch dort lag meine Rettung.

Reglos stand ich da und betrachtete den reißenden Fluss. Da keine unmittelbare Gefahr drohte, fand ich sofort gute Gründe, nicht hineinzuspringen. Meine Ängste nahmen vor meinem inneren Auge konkrete Form an. Diese Bäume, die durch das Wasser gewirbelt wurden, untertauchten und ein Stück weiter wieder hochschossen, ihre Hände zum Himmel reckten – das war ich. Ich sah vor mir, wie ich in den Schlammwoogen ertrank. Meine Feigheit hielt mich davon ab zu handeln – und der Gedanke daran, dass das Wasser in ein paar Stunden zurückgegangen sein würde. Kein reißender Strom läge vor mir, sondern ein friedliches, ruhiges Gewässer. Wie müde ich war. Ich musste erst zu Kräften kommen. Jede Entschuldigung war mir recht, um den Moment hinauszuzögern, in dem ich in die reißende Strömung eintauchen musste. Und würden mich die Rebellen nicht viel eher finden vor dem Hintergrund des hellen Wassers, nun, da es längst dämmerte? Dann wäre alles umsonst gewesen. Tief in meinem Innersten war mir bewusst, dass all dies Ausflüchte waren. Wäre meine Mitgefangene bei mir gewesen, hätte ich wahrscheinlich nicht gezögert. Genau genommen waren die Baumstämme, die da im Strom trieben, sogar hervorragende Bojen, an denen ich mich festhalten konnte. Aber ich hatte Angst. Und meine Angst setzte sich zusammen aus lauter armseligen kleinen Ängsten. Angst, wieder nass zu werden, wo mir vom Laufen gerade warm geworden war. Angst, meinen Rucksack zu verlieren und mit ihm die mageren Vorräte, die ich besaß. Angst, von der Strömung davongerissen zu werden. Angst, allein zu sein. Angst vor einem vermeidbaren Tod.

Als mir das klar wurde, erkannte ich voller Scham, was für ein armseliger, zweitklassiger Mensch ich immer noch war. Ich hatte noch nicht genug gelitten, um bis zum Letzten um meine Freiheit zu kämpfen. Ich war ein Hund, der trotz aller Schläge immer noch auf einen Knochen wartete.

Nervös sah ich mich nach einem Versteck um. Die Wachen würden ebenfalls zum Fluss kommen, und hier würden sie gründlicher suchen als anderswo. Natürlich könnte ich in das Dickicht des Urwalds zurückgehen, aber sie waren mir bereits auf den Fersen, und ich riskierte, ihnen in die Arme zu laufen.

In der Nähe des Flussufers waren Mangroven und alte, halbverrottete Baumstämme, Überbleibsel längst vergangener Unwetter. Einer dieser Stämme war besonders schwer zugänglich, aber er hatte an einer Seite eine ziemlich große Aushöhlung und war fast völlig von Mangrovenwurzeln überwuchert. Etwas Besseres war nicht in Sicht, und so beschloss ich, mich dort zu verstecken. Auf allen vieren, kriechend und zappelnd, zwängte ich mich zwischen den Wurzeln hindurch in die Aushöhlung. Dann faltete ich vorsichtig die große Plastikplane auseinander, die ich in meinen Stiefel gesteckt hatte. Meine Socken waren voller Wasser, und die Plane ebenso. Ohne nachzudenken, schüttelte ich sie aus und erschrak selbst über den Lärm, den ich dabei machte. Ich hielt den Atem an und lauschte auf jedes Geräusch um mich herum. Der Urwald erwachte allmählich, doch außer dem Summen der Insekten war nichts zu hören. Erleichtert wickelte ich mich in die Plastikplane ein und versuchte, mich in dem ausgehöhlten Baumstamm einzurichten.

Da sah ich sie. Yiseth.

Sie kehrte mir den Rücken zu. Sie war im Laufschrift gekommen, ohne Gewehr, aber mit einem Revolver in der Hand. Sie trug eine ärmellose Tarnweste, und ihre weibliche Gestalt ließ sie harmlos wirken. Ganz langsam drehte sie sich um, und unsere Blicke trafen sich sofort. Sie schloss kurz die Augen, als schicke sie ein Dankgebet gen Himmel, dann kam sie vorsichtig auf mich zu.

Mit einem traurigen Lächeln streckte sie mir die Hand entgegen, als wolle sie mir helfen, aus meinem Versteck herauszukommen. Ich hatte keine Wahl mehr. Ich tat, was von mir verlangt wurde. Sie nahm mir die Plastikplane ab, faltete sie

sorgfältig zusammen und gab sie mir zurück, damit ich sie wieder in meinen Stiefel stecken konnte. Sie nickte befriedigt, dann sprach sie mit mir wie mit einem widerspenstigen Kind, dem sie Vernunft beibringen wollte. Ihre Worte waren ungewohnt. Sie benutzte nicht die befangene Sprache der Wachen, die ständig Angst hatten, dass einer ihrer Gefährten sie verriet. Sie blickte zum Fluss, und in ihre Worte mischte sich Bedauern, als spräche sie zu sich selbst.

Sie gestand, dass sie selbst mehr als einmal darüber nachgedacht hatte zu fliehen, denselben Weg zu nehmen, den ich gewählt hatte.

Da erzählte ich ihr von meinen Kindern, von meiner Sehnsucht, bei ihnen zu sein, von meinem verzweifelten Wunsch, nach Hause zu kommen. Sie sagte, sie habe auch einen kleinen Jungen, den sie bei ihrer Mutter zurückgelassen habe, obwohl er erst ein paar Monate alt sei. Sie biss sich auf die Unterlippe, und ihre dunklen Augen füllten sich mit Tränen. »Fliehen Sie mit mir«, schlug ich ihr vor. Da ergriff sie meine Hände, und ihr Gesichtsausdruck verhärtete sich wieder. »Sie würden uns finden und töten.« Ich flehte sie an, umklammerte ihre Hände, zwang sie, mich anzusehen. Doch sie weigerte sich strikt, entzog sich mir und griff nach ihrer Waffe. »Wenn sie sehen, dass ich mit Ihnen rede, bringen sie mich um. Sie sind nicht weit weg. Gehen Sie vor mir her, und passen Sie genau auf, was ich Ihnen sage.«

Ich gehorchte, nahm meine Sachen und setzte mir den Rucksack auf. Sie ging direkt hinter mir und flüsterte mir leise zu: »Der Comandante hat uns befohlen, Sie zu misshandeln. Wenn die anderen hier sind, werden sie Sie anbrüllen, beleidigen und herumstoßen. Sie dürfen auf keinen Fall darauf reagieren. Sagen Sie nichts. Sie wollen Sie bestrafen. Sie werden Sie wegbringen, und nur die Männer bleiben bei Ihnen. Wir Frauen haben den Befehl, ins Lager zurückzukehren. Haben Sie verstanden?«

Ihre Worte hallten bedeutungslos in meinem Kopf wider. Es

war, als könnte ich plötzlich kein Spanisch mehr. Ich gab mir größte Mühe, mich zu konzentrieren, den Sinn der Worte zu begreifen, doch die Angst lähmte meinen Verstand. Ich ging, ohne zu merken, dass ich ging, ich betrachtete die Welt von innen heraus, wie ein Fisch in einem Aquarium. Die Stimme der jungen Frau drang verzerrt an mein Ohr, manchmal sehr laut, dann wieder kaum hörbar, als wäre sie plötzlich ganz weit weg. Mein Kopf fühlte sich unendlich schwer an, als wäre er in einen Schraubstock geklemmt. Meine Zunge war wie mit einer zähen Paste bedeckt und klebte mir am Gaumen, und ich atmete schwer und mühsam. Bei jedem Schritt hob und senkte sich die Welt um mich herum. Und das Pochen in meinem Schädel brachte meinen Kopf fast zum Platzen.

Ich sah sie nicht kommen. Plötzlich waren sie da. Einer von ihnen fing an, mich zu umkreisen. Sein Gesicht war gerötet, und das blonde Haar stand in kurzen Borsten von seinem Kopf ab. Er hielt das Gewehr mit ausgestreckten Armen über seinem Kopf und hüpfte wild gestikulierend um mich herum, als vollzöge er einen albern, aber dennoch bedrohlichen Kriegstanz.

Ein Stoß in die Rippen verriet mir, dass da noch ein Mann war. Er war dunkel und untersetzt, mit kräftigen Schultern und O-Beinen. Er hatte mir den Kolben seines Gewehrs in die Seite gerammt und tat so, als könne er sich nur mit Mühe zurückhalten, es nicht noch einmal zu tun. Dabei brüllte er auf mich ein, spuckte und beleidigte mich mit derben, absurden Schimpfwörtern.

Der dritte Mann kam von hinten und stieß mich zu Boden. Er lachte hinterhältig, und seine Gegenwart schien die anderen beiden anzuspornen. Er entriss mir meinen Rucksack, leerte ihn aus und stocherte mit seiner Stiefelspitze in den Dingen herum, von denen er wusste, dass sie mir viel bedeuteten. Hämisches lachend, trampelte er darauf herum, dann zwang er mich, sie wieder einzusammeln und in den Rucksack zu tun.

Als ich vor ihm kniete, sah ich plötzlich etwas Metallenes in seinen Händen aufblitzen. Als ich das Klirren einer Kette hörte, sprang ich auf und starrte ihm ins Gesicht. Die junge Frau, die die ganze Zeit an meiner Seite geblieben war, packte mich am Arm und zog mich mit sich. Doch der Kerl mit der Kette befahl ihr zu verschwinden. Mit einem Achselzucken ließ sie mich los und ging, ohne mich noch einmal anzusehen.

Ich war angespannt und zugleich abwesend, das Blut pochte in meinen Schläfen. Wir waren ein paar Meter weitergegangen. Der starke Regen hatte den Wasserspiegel ansteigen lassen, und das Ufergebiet war jetzt ein Teich, aus dem Bäume ragten, als hätten sie keine Lust, sich einen trockeneren Platz zu suchen. Ein Stück weiter, jenseits der stillen Wasseroberfläche, verrieten die bebenden Büsche die Gewalt des Flusses.

Die Männer umkreisten mich unter wüstem Geschimpfe. Die Kette klirrte unaufhörlich. Der Mann spielte damit, als wollte er sie zum Leben erwecken, als wäre sie eine Schlange. Ich wich jedem Blickkontakt aus, versuchte, mich dem Treiben innerlich zu entziehen, doch aus dem Augenwinkel sah ich Gesten und Bewegungen, die mir das Blut in den Adern gefrieren ließen.

Ich war größer als sie, ich hielt den Kopf hoch erhoben, und mein ganzer Körper war starr vor Zorn. Ich wusste, ich konnte gegen sie nichts ausrichten, aber ich wusste auch, dass sie sich dessen nicht so sicher waren. Sie fürchteten sich mehr als ich, das spürte ich, aber sie hatten den Hass auf ihrer Seite und den Gruppenzwang. Eine einzige Geste würde genügen, um das prekäre Machtverhältnis zu zerstören, in dem ich – noch – die Oberhand hatte.

Ich hörte, wie der Mann mit der Kette mich ansprach. Er sagte meinen Namen, immer wieder, mit einer Vertrautheit, die beleidigend sein sollte. Ich hatte den Entschluss gefasst, mich von ihnen nicht verletzen zu lassen. Was immer auch geschehen mochte, sie würden nicht meinen innersten Wesenskern erreichen. An diesem Gedanken wollte ich mich fest-

halten. Wenn es mir gelang, sie nicht an mich heranzulassen, würde mir das Schlimmste vielleicht erspart bleiben.

Aus sehr weiter Ferne sprach die Stimme meines Vaters zu mir, und ein Wort kam mir in den Kopf. Füllte meinen Geist aus. Doch zu meinem Entsetzen hatte das Wort jede Bedeutung verloren. Es hatte keinen Bezug zur Gegenwart, es gehörte zum Bild meines Vaters, den ich vor mir sah, die Lippen zusammengepresst, der Blick hart und unnachgiebig. Immer wieder sprach ich mir das Wort vor, wie ein Gebet, wie einen magischen Spruch, der möglicherweise den bösen Zauber beenden konnte. *Würde*. Auch wenn es für mich keine Bedeutung mehr hatte, sagte ich es mir immer wieder vor, um die innere Haltung meines Vaters zu übernehmen, wie ein Kind, das den Ausdruck auf dem Gesicht eines Erwachsenen nachahmt und lächelt oder weint, nicht weil es Freude oder Schmerz empfindet, sondern weil das Nachahmen des Ausdrucks in ihm die Gefühle weckt, die es damit verbindet.

Durch diese Spiegelung begriff ich instinktiv, dass ich die Angst hinter mir gelassen hatte, und ich sagte leise: »Es gibt Dinge, die wichtiger sind als das Leben.«

Mein Zorn war verschwunden, stattdessen breitete sich extreme Kälte in mir aus. Die Alchemie, die, von außen nicht wahrnehmbar, in meinem Innern ablief, verwandelte die Starrheit meiner Muskeln in Körperkraft, die mich dazu befähigen würde, alle Widrigkeiten abzuwehren. Das war keine Resignation, ganz und gar nicht, und auch keine kopflose Flucht. Ich beobachtete mich von innen heraus und maß meine Stärke und Widerstandskraft, nicht um mich zu wehren, sondern um diesen Widrigkeiten standzuhalten, wie ein Schiff, das von den Wogen hin und her geworfen wird und dennoch nicht untergeht.

Er kam sehr nah an mich heran und versuchte, mir mit einer schnellen Bewegung die Kette um den Hals zu schlingen. Instinktiv duckte ich mich und wich zur Seite aus. Die anderen beiden trauten sich nicht, näher zu kommen, aber sie be-

schimpften mich lautstark, um ihn zu einem neuen Versuch anzuspornen. Sein Stolz war verletzt, und er ging in Lauerstellung wie ein wildes Tier, das den richtigen Moment abwartet, um sich auf seine Beute zu stürzen. Wir starrten uns an, und er musste in meinen Augen die Entschlossenheit gesehen haben, Gewalt zu vermeiden. Doch offenbar interpretierte er sie als Überheblichkeit. Er sprang auf mich zu und verpasste mir mit der Kette einen brutalen Schlag auf den Kopf. Ich fiel auf die Knie. Alles drehte sich, dann wurde mir schwarz vor Augen. Ich umklammerte meinen Kopf mit beiden Händen, und es dauerte eine Weile, bis die Sterne und Blitze verschwanden und ich wieder normal sehen konnte. Ich verspürte einen heftigen Schmerz, verbunden mit großer Traurigkeit, die in Wellen über mir zusammenschlug, als ich begriff, was gerade passiert war. Wie konnte er das tun? Was ich spürte, war nicht Empörung, sondern etwas viel Schlimmeres: den Verlust der Unschuld. Ich hob den Blick, und erneut sahen wir uns an. Seine Augen waren blutunterlaufen, sein Mund zu einem hässlichen Grinsen verzogen. Und ich erkannte, dass er es nicht ertrug, wenn ich ihn ansah. Er war meinem Blick schutzlos ausgeliefert, unfähig, das Gewirr unkontrollierbarer Gefühle, das in ihm tobte, zu verbergen. In seinen Augen lag das Entsetzen über seine eigenen Handlungen, und ich hatte es gesehen.

Er gewann seine Selbstbeherrschung zurück, und als wollte er alle Spuren seines Haltungsverlusts löschen, bemühte er sich umso verbissener, mir die Kette um den Hals zu legen. Hartnäckig wehrte ich seine Übergriffe ab, wobei ich versuchte, jede körperliche Berührung zu vermeiden, sofern sie nicht unbedingt nötig war, um meine Weigerung deutlich zu machen. Doch selbst das genügte, um ihn aufzubringen. Er hielt kurz inne, holte aus und schlug erneut mit der Kette auf mich ein, begleitet von einem dumpfen, heiseren Schrei, um die Kraft seines Schlages zu verstärken. Ich stürzte in einen schwarzen Wirbel und verlor jedes Zeitgefühl. Ich wusste, dass

mein Körper das Ziel ihrer Gewalt war, und ich hörte ihre Stimmen um mich herum, laut und hallend wie in einem Tunnel.

Ich spürte, dass ich angegriffen, umhergeworfen wurde, als würde ich von einem Schnellzug überrollt. Ich glaube nicht, dass ich das Bewusstsein verlor, aber obgleich ich vermutlich die Augen weit geöffnet hatte, verhinderten die Schläge, die ich bekommen hatte, dass ich etwas sah. Für eine kurze Ewigkeit blieben mein Körper und mein Herz kalt und starr wie Eis.

Als es mir schließlich gelang, mich aufzusetzen, hatte ich die Kette um den Hals, und der Mann zog ruckartig daran, um mich dazu zu bringen, ihm zu folgen. Er hatte Schaum vor dem Mund, als er mich anschrte. Der Weg zum Lager kam mir unendlich lang vor unter der Last meiner Erniedrigung und ihres Hohnes. Einer vor mir, die anderen beiden hinter mir, unterhielten sie sich laut und sonnten sich in ihrem Sieg. Mir war nicht nach Weinen zumute. Es war kein Stolz. Es war nur die Verachtung, die notwendig war, um zu verhindern, dass die Grausamkeit dieser Männer und das Vergnügen, das sie daraus zogen, mein innerstes Wesen, meine Seele verletzten.

Mit jedem Schritt dieses endlosen Marsches spürte ich, wie ich stärker wurde, weil ich mir meiner extremen Zerbrechlichkeit bewusst geworden war. Jeder erdenklichen Beleidigung ausgesetzt, gezwungen, an einer Leine zu gehen wie ein Tier, unter den Siegeschreien der restlichen Truppen durch das gesamte Lager geführt, Objekt der niedrigsten Instinkte von Misshandlung und Erniedrigung – ich hatte soeben das Schlimmste durchgemacht.

Doch ich lebte noch, und ich besaß eine neue Klarheit. Ich wusste, dass ich in gewisser Weise mehr gewonnen als verloren hatte, denn es war ihnen nicht gelungen, aus mir ein nach Rache dürstendes Ungeheuer zu machen. Was den Rest betraf, war ich nicht so sicher, und ich lauschte in meinem Innern sehr aufmerksam auf jegliche Anzeichen von Schmerz, die darauf

hindeuteten, wie groß der Schaden war. Ich nahm an, dass die körperlichen Schmerzen sich bemerkbar machen würden, sobald ich zur Ruhe kam, und bereitete mich auf den Ansturm meiner seelischen Qualen vor. Doch ich wusste bereits, dass ich imstande war, mich von Hass zu befreien, und das betrachtete ich als meine größte Errungenschaft.

So landete ich wieder im Käfig, und ich beschloss, meine Gefühle zu verbergen. Clara saß mit dem Gesicht zur Wand an einem Holzbrett, das uns als Tisch diente. Sie drehte sich um. Ihre Haltung brachte mich aus der Fassung; sie strahlte eine Befriedigung aus, die mich verletzte. Als ich an ihr vorbeiging, spürte ich die gewaltige Distanz, die uns trennte. Ich kauerte mich in meine Ecke, auf meine Matte unter dem Moskitonetz, und versuchte, nicht zu viel nachzudenken, weil ich nicht in der Lage war, ein klares Urteil zu fällen. Fürs Erste war ich in Anbetracht meines Zustands erleichtert, dass sie es nicht für nötig gehalten hatten, das andere Ende der Kette am Vorhängeschloss des Käfiggitters zu befestigen. Später würden sie es sicher tun. Meine Mitgefangene stellte mir keine Fragen, und dafür war ich ihr dankbar. Nach langem Schweigen sagte sie einfach nur: »Ich will keine Kette um den Hals haben.«

Ich sank in einen tiefen Schlaf, zusammengerollt wie ein Tier. Die Alpträume kamen zurück, aber sie waren anders als zuvor. Ich sah nicht mehr Papa, wenn ich einschlief, sondern mich selbst, wie ich in tiefem, stehendem Wasser ertrank. Die Bäume um mich herum sahen mich an, die Äste zur Oberfläche hinuntergebeugt. Das Wasser zitterte, als wäre es lebendig. Dann verschwanden die Bäume, und ich versank in der salzigen Flüssigkeit, die mich verschlang, tiefer und tiefer, während mein Körper sich verzweifelt bemühte, zum Licht zu gelangen, zum unerreichbar fernen Himmel. Ich sah mich selbst, wie ich mit übermenschlicher Anstrengung versuchte, meinen Fuß zu befreien und an die Oberfläche zu schwimmen, um Luft zu holen.

Erschöpft und schweißgebadet, wachte ich auf. Clara hock-

te neben mir und beobachtete mich aufmerksam, doch als sie sah, dass ich wach war, wandte sie sich ab.

»Warum bist du mir nicht gefolgt?«

»Das Mädchen hat Licht angemacht, als ich gerade gehen wollte. Sie muss etwas gehört haben ... Und ich hatte meine Tarnung nicht gut genug gemacht. Sie hat sofort gesehen, dass ich nicht auf meiner Matte lag.«

»Wer war es?«

»Betty.«

Mehr wollte ich gar nicht wissen. In gewisser Weise war ich wütend auf sie, weil sie nicht versucht hatte herauszufinden, was mir zugestoßen war. Andererseits war ich erleichtert, dass ich nicht über Dinge reden musste, die zu sehr weh taten. Ich blieb auf dem Boden sitzen, mit der Kette um den Hals, und ging die letzten vierundzwanzig Stunden noch einmal durch. Warum war ich gescheitert? Warum war ich wieder in diesem Käfig, obwohl ich frei gewesen war, obwohl ich eine wunderbare Nacht lang frei gewesen war?

Ich zwang mich, an die Tortur zu denken, die ich in den Sümpfen durchlebt hatte. Mit großer Mühe stellte ich mich der Erinnerung, denn ich wollte auf keinen Fall vor der Grausamkeit dieser Männer die Augen verschließen. Ich wollte mir das Recht nehmen, dem Ganzen einen Namen zu geben, um meine Wunden auszubrennen und mich zu reinigen.

Mein Körper rebellierte. Alles krampfte sich zusammen. Rasch packte ich das Ende der Kette, stürzte aus dem Käfig und bat die Wache panisch um Erlaubnis, zu den *chontos* zu gehen. Der Mann antwortete gar nicht erst, da er sah, dass ich bereits mit großen Schritten dorthin eilte. Mein Körper kannte die Strecke auswendig, und ich wusste, ich würde es nicht schaffen. Das Unausweichliche geschah einen Meter zu früh. Ich fiel am Fuß eines jungen Baums auf die Knie und kotzte mir die Seele aus dem Leib. Auch nachdem mein Magen leer war, quälten mich immer wieder Würgekrämpfe. Schließlich wischte ich mir mit der Hand über den Mund und blickte hin-

auf zum Himmel. Doch da war nichts außer Grün. Blätter, so weit das Auge reichte, eine riesige, dichte Kuppel aus Laub. Angesichts der mächtigen Natur kam ich mir noch kleiner vor, und in meinen Augen sammelten sich Tränen der Erschöpfung und Hoffnungslosigkeit.

»Ich muss mich waschen.«

Das Warten bis zur festgelegten Badezeit schien sich endlos hinzuziehen, viel zu lang für jemanden, der nichts Besseres zu tun hatte, als über seinen widerwärtigen Zustand nachzudenken. Meine Kleider waren durchgeweicht von der letzten Nacht, und ich stank buchstäblich zum Himmel. Ich wollte mit dem Comandante sprechen, aber ich wusste, er würde sich weigern, mich zu empfangen. Dennoch gab mir die Vorstellung, die Wache mit meinem Ansinnen aus der Ruhe zu bringen, die Kraft, aus meiner Apathie aufzutauchen und die Bitte auszusprechen. Irgendetwas würde er tun, und sei es nur aus Ärger, sich mit mir befassen zu müssen.

Die Wache musterte mich misstrauisch aus zusammengekniffenen Augen und wartete darauf, dass ich sprach. Vorsichtshalber hatte der Mann sein Galil-Gewehr von der Schulter genommen und hielt es quer vor seinem Bauch, eine Hand am Lauf, die andere am Kolben, schussbereit.

»Ich habe mich übergeben.«

Er reagierte nicht.

»Ich brauche eine Schaufel, um es zu vergraben.«

Immer noch keine Reaktion.

»Sagen Sie dem Comandante, ich muss ihn sprechen.«

»Gehen Sie zurück in den Käfig. Sie dürfen nicht raus.«

Ich tat, was er mir sagte. Ich sah, wie er hektisch überlegte und sich nervös vergewisserte, dass ich weit genug von seinem Posten entfernt war. Dann brüllte er mit autoritärer Stimme den nächstbesten Guerillero herbei. Die beiden flüsterten miteinander, sahen zu mir herüber, dann verschwand der Mann. Als er wenig später zurückkam, hielt er etwas in seiner Hand verborgen.

Er schlenderte auf den Käfig zu und sprang mit einer geschmeidigen Bewegung herein. Er packte das Ende meiner Kette, schlang es um einen Balken und machte die Kette mit einem riesigen Vorhängeschloss daran fest. Dann ging er ohne ein Wort wieder hinaus.

Es war offensichtlich, dass diese Kette nicht nur eine Bürde und eine ständige Quelle der Unbequemlichkeit war, sondern vor allem ein beliebtes Werkzeug der Erniedrigung. Doch es war auch ein Eingeständnis ihrer Schwäche: Sie hatten Angst, es könnte mir gelingen zu fliehen. Für mich waren sie armselig mit ihren Gewehren und ihren Ketten – so viele Männer, um zwei wehrlose Frauen zu bewachen. Ihre Gewalt war feige, ihre Grausamkeit charakterlos. Sie wussten, dass sie damit durchkamen, weil es keine Zeugen gab und sie nicht dafür bestraft wurden. Ich dachte wieder an die Worte der jungen Guerillera. Davor hatte sie mich warnen wollen. Es war ihnen sogar befohlen worden, das hatte sie mir selbst gesagt.

Wie konnte jemand einen solchen Befehl geben? Was ging im Kopf eines Mannes vor, wenn er so etwas von seinen Untergebenen verlangte? Der Urwald machte mich dumm. In dieser feindlichen Umgebung hatte ich einen großen Teil meiner Fähigkeiten eingebüßt. Es war geradezu überlebenswichtig für mich, wieder Zugang zu dieser Welt zu finden, mich in ihr zurechtzufinden – oder noch besser: mich wieder in meinem Innern, meiner Innenwelt zurechtzufinden.

Ich war eine erwachsene Frau, ich trug den Kopf fest auf den Schultern. Würde mir das helfen, besser zu verstehen? Wahrscheinlich nicht. Es gab Befehle, die man in jedem Fall befolgen musste. Der Gruppendruck war beträchtlich. Nicht nur der unter den drei Männern. Sie hatten den Befehl bekommen, mich zurückzubringen und zu bestrafen. Und sie hatten versucht, sich in ihrer Brutalität gegenseitig zu übertrumpfen. Aber auch der Rest der Truppe stand unter Gruppendruck, jubelte gewiss, wenn die drei ihre Rücksichtslosigkeit unter Beweis stellten. Es waren nicht die Männer als solche, sondern

ihr Bild von sich selbst, das mir zum Verhängnis geworden war.

Jemand sprach mich an, und ich zuckte erschrocken zusammen. Der Guerillero stand vor mir. Ich hatte ihn nicht kommen hören. Verständnislos sah ich ihm dabei zu, wie er das Vorhängeschloss löste. Er kniete sich vor mich hin und schlang die Kette in einer Acht um meine Fußgelenke, dann machte er das Ende mit dem Vorhängeschloss um meinen Hals fest. Gereizt weigerte ich mich aufzustehen. Mein Unverständnis schien ihn zu ärgern, dennoch ließ er sich dazu herab, mich darüber zu informieren, dass der Comandante mich sehen wollte. Ich sah ihn mit großen Augen an und fragte ihn, wie ich denn wohl mit all dem Eisen um meine Beine laufen sollte. Er packte mich am Arm, zog mich hoch und schubste mich aus dem Käfig. Da bemerkte ich, dass das gesamte Lager sich gleichsam in die erste Reihe gesetzt hatte, um das Schauspiel zu verfolgen.

Ich sah auf meine Füße, um nicht zu stolpern und den Blicken nicht begegnen zu müssen. Der Wächter bedeutete mir, schneller zu gehen, um sich vor seinen Genossen aufzuspielen. Ich reagierte nicht, und da ich nicht einmal so tat, als würde ich seinen Befehl befolgen, wurde er wirklich wütend, weil er Angst hatte, dass er sich vor seinen Kumpanen zum Trottel machen lassen würde.

Schließlich kam ich am anderen Ende des Lagers an, wo Comandante Andrés sein Zelt hatte. Ich versuchte abzuschätzen, welchen Ton er für diese Privataudienz anschlagen würde.

Andrés war ein noch sehr junger Mann, mit den feinen Gesichtszügen eines Spaniers und kupferfarbener Haut. Ich hatte ihn nie wirklich unsympathisch gefunden, obwohl er vom ersten Tag an, als er den Oberbefehl über diese Mission übernommen hatte, äußerst unzugänglich gewesen war. Ich vermutete, dass er einen starken Minderwertigkeitskomplex hatte. Dieses pathologische Misstrauen verließ ihn jedoch, wenn sich das Gespräch alltäglichen Dingen zuwandte. Er war bis über beide

Ohren verliebt in eine hübsche junge Frau, die sehr machthungrig war, und sie hatte ihn um den kleinen Finger gewickelt. Es war deutlich zu sehen, dass er sie langweilte, aber als Geliebte des Anführers genoss sie einige Vorzüge des Urwaldlebens: Sie herrschte über die anderen, und als gehöre das irgendwie zusammen, nahm sie förmlich vor unseren Augen zu. Vielleicht dachte er, ich könne ihm dabei von Nutzen sein, die Geheimnisse dieses weiblichen Herzens zu ergründen, das er so sehr begehrte. Jedenfalls war er mehrmals gekommen, um mit mir zu sprechen. Anfangs hatte er um den heißen Brei herumgeredet und sich nicht getraut, mit seinem eigentlichen Anliegen herauszurücken. Doch ich hatte ihm geholfen, sich zu entspannen, so dass er über sein Leben und persönliche Dinge sprechen konnte. In gewisser Weise hatte es mir das Gefühl gegeben, nützlich zu sein.

Doch in erster Linie war Andrés ein Bauer. Sein größter Stolz war, dass er es geschafft hatte, sich den Anforderungen des Guerilla-Lebens anzupassen. Klein, aber kräftig, war er besser als jeder andere darin, zu tun, was er von seinen Männern verlangte. Er verdiente sich ihren Respekt, indem er die schlampige Arbeit seiner Untergebenen selbst ausbesserte. Seine Überlegenheit resultierte aus der Bewunderung, die er seinen Männern einflößte. Doch er hatte zwei Schwächen: Alkohol und Frauen.

Als ich eintrat, lag er auf seinem Feldbett und amüsierte sich damit, Jessica, seine Geliebte, durchzukitzeln. Ihre übermütigen Schreie waren vermutlich noch jenseits des Flusses zu hören. Die beiden wussten, dass ich da war, aber sie hatten ganz offensichtlich nicht die geringste Absicht, meinewegen ihr Spiel zu unterbrechen. Also wartete ich, bis sie sich dazu herabließen, mich zur Kenntnis zu nehmen. Schließlich drehte Andrés sich herum, warf mir einen Blick zu, der verächtlich sein sollte, und fragte, was ich wolle.

»Ich möchte mit Ihnen reden, aber ich denke, es wäre besser, wenn wir allein wären.« Er setzte sich auf, fuhr sich durch die

Haare und bat seine Freundin schließlich, zu gehen. Sie tat es, wenn auch schmollend und im Zeitlupentempo. Nach kurzem Zögern schickte er auch die Wache hinaus, die mich hergebracht hatte. Dann sah er mich an.

Die Feindseligkeit und Härte, die er demonstrierte, bewiesen mir, dass er nicht das geringste Mitgefühl für die verdreckte, erschöpfte Kreatur in Ketten verspürte, die vor ihm stand. Wir musterten einander. Es war ein seltsames Gefühl für mich, der Mittelpunkt einer Szenerie zu sein, in der alle Mechanismen des menschlichen Miteinanders so unverhohlen sichtbar wurden. Ich wusste, es standen zu viele Dinge auf dem Spiel, Dinge, die wie die Zahnrädchen einer Uhr ineinandergriffen und sich gegenseitig beeinflussten. Zum einen war ich eine Frau. Gegenüber einem Mann hätte er nachgiebig sein können, das hätte seinen Edelmut unterstrichen und damit sein Prestige erhöht. Aber er wusste, dass er Publikum hatte, Dutzende von Untergebenen beobachteten ihn, und das umso eindringlicher, als sie nicht alle hören konnten, was er sagte, also musste seine Körpersprache perfekt sein. Er musste mich mit Härte behandeln, da er sonst Gefahr lief, schwach zu wirken. Zum anderen war das, was sie getan hatten, abscheulich. Die offiziellen Regeln, auf die sie so stolz waren, ließen daran keinen Zweifel. Also mussten sie sich in eine Grauzone flüchten und sich mit dem rechtfertigen, was sie als »Kriegsumstände« bezeichneten: Ich war der Feind, ich hatte versucht zu fliehen, also traf sie keine Schuld.

Was sie mir angetan hatten, konnte nicht als Versehen betrachtet werden, für das sie sich rechtfertigen mussten, und auch nicht als Fehler, den man vertuschen könnte. Sie taten so, als wäre das, was passiert war, der Preis, den ich für meine Unverschämtheit zahlen musste. Deshalb würde er seine Männer nicht bestrafen und erst recht mir gegenüber kein Mitgefühl zeigen.

Zum Dritten war ich eine gebildete Frau und allein deshalb gefährlich. Ich könnte auf die Idee kommen, ihn zu manipulie-

ren, hinters Licht zu führen, und ihn damit womöglich um seine Stellung bringen. Deshalb war er mehr denn je auf der Hut, verschanzt hinter seinen Vorurteilen und seiner Schuld.

Ich stand vor ihm, erfüllt von der Gelassenheit, die innere Distanz verleihen kann. Ich musste nichts beweisen, ich war besiegt, grenzenlos gedemütigt, in mir war kein Platz mehr für Stolz. Dennoch war diese Konfrontation für mich sehr wichtig. Ich konnte mit meinem Gewissen leben, aber ich wollte wissen, wie er mit seinem leben konnte.

Das Schweigen, das sich zwischen uns ausbreitete, zeugte von meiner Entschlossenheit. Er wollte das Ganze hinter sich bringen, ich wollte ihn in aller Ruhe beobachten. Er musterte mich, ich musterte ihn. Minuten vergingen. »Nun, was haben Sie mir zu sagen?« Er forderte mich heraus, er ertrug meine Gegenwart nicht, mein hartnäckiges Schweigen. Dann hörte ich mich selbst laut und sehr langsam ein Gespräch fortführen, das in meinem Kopf begonnen hatte, seit ich wieder in den Käfig zurückgekehrt war.

Unmerklich wurde er an den verborgenen Ort meines Schmerzes geführt, und während ich ihm nach und nach die Tiefe meiner Gedanken enthüllte, als wäre er ein Arzt, dem ich meine eiternde Wunde in ihrem ganzen Ausmaß zeigen konnte, sah ich, wie er blass wurde. Fasziniert und zugleich angewidert hörte er mir zu, unfähig, mich zu unterbrechen.

Ich brauchte nicht mehr zu reden, um mich von dem zu befreien, was ich erlebt hatte, und das war vermutlich der Grund, weshalb ich in der Lage war, ihm das Ganze in allen Einzelheiten zu schildern.

Er wartete, bis ich fertig war. Doch sobald ich den Blick hob, der meinen heimlichen Wunsch verriet, zu hören, was er dazu zu sagen hatte, nahm er wieder seine abweisende Haltung ein und holte zu dem Schlag aus, den er bereits gründlich vorbereitet hatte, bevor ich überhaupt vor ihm erschienen war. »Das behaupten Sie. Meine Männer sagen mir etwas anderes.« Er lag auf der Seite, auf den Ellbogen gestützt, und kaute bei-

läufig auf einem kleinen Zweig herum. Seine grausame Gleichgültigkeit war exakt kalkuliert. Er sah auf. Sein Blick wanderte über die Zelte, die seines im Halbkreis umstanden, und über seine Truppe, die davorsaß und uns neugierig beobachtete. Er betrachtete sie in aller Ruhe, einen nach dem anderen, wie bei einer Militärparade. »Und ich glaube meinen Männern«, schloss er nach einer kleinen Pause.

Ich begann zu weinen, ohne jede Hemmung, unfähig, die Tränenflut zurückzuhalten – eine Reaktion, die mich selbst überraschte, und das umso mehr, als ich nicht einmal wusste, was der Auslöser war. Ich versuchte, der Tränen Herr zu werden, indem ich mir mit dem Ärmel, der ekelerregend nach Erbrochenem roch, über die Augen wischte und die Haarsträhnen zurückstrich, die auf meinen nassen Wangen klebten, doch es gelang mir nicht. Stattdessen überkamen mich zusätzlich noch Scham und Zorn über meine Unfähigkeit, mich zusammenzureißen. Ich fühlte mich erbärmlich, und das Wissen, dass ich beobachtet wurde, verstärkte meine Befangenheit noch. Der Gedanke zu gehen, gefesselt, wie ich war, das Lager zu durchqueren, zwang mich dazu, mich auf die Koordination meiner Bewegungen zu konzentrieren, und half mir, meine Gefühle wieder in den Griff zu kriegen.

Als Andrés merkte, dass er nicht mehr unter meinem kritischen Blick stand, entspannte er sich und ließ seiner Bosheit freien Lauf. »Ich habe ein weiches Herz ... Ich kann eine Frau nicht weinen sehen, erst recht nicht eine Gefangene. Unsere Regeln fordern, dass wir unsere Gefangenen rücksichtsvoll behandeln.« Er grinste, weil er wusste, dass sein Publikum gleich amüsiert sein würde. Mit einem Finger winkte er den Mann herbei, der mich so brutal misshandelt hatte. Mit stolzem Schritt kam er herbei, als wüsste er, dass ihm eine wichtige Aufgabe zugeteilt werden sollte. »Nehmen Sie ihr die Ketten ab, wir wollen ihr zeigen, wie rücksichtsvoll die FARC sein kann.«

Es war mir unerträglich, die Hände dieses Mannes auf mei-

ner Haut zu spüren, als er den Schlüssel in das Vorhängeschloss an meinem Hals steckte.

Er war klug genug, nicht darauf zu reagieren. Ohne mich anzusehen, ging er in die Hocke und löste die Kette von meinen Fußgelenken.

Nun, da ich von dem Gewicht befreit war, fragte ich mich, was das Richtige war. Sollte ich einfach gehen, ohne eine weitere Bitte zu äußern, oder sollte ich ihm für diese Geste der Barmherzigkeit danken? Seine Großzügigkeit war nichts weiter als ein Schachzug in einem üblen Spiel. Erst hatte er diese ganze Quälerei erdacht, und nun gab er sich als Richter aus.

Ich entschied mich für die Variante, die ich noch vor kurzem nicht über mich gebracht hätte: Ich dankte ihm höflich und in aller Form. Ich musste mich in Rituale hüllen, um das zurückzugewinnen, was mich zu einem zivilisierten menschlichen Wesen machte, geformt durch eine Erziehung, die Teil einer Kultur, einer Tradition, einer Geschichte war. Mehr als je zuvor verspürte ich das Bedürfnis, mich von dieser Barbarei zu distanzieren.

Er sah mich erstaunt an, unsicher, ob ich mich über ihn lustig machte oder am Ende doch noch kapituliert hatte.

Ich kehrte zu meinem Käfig zurück, wobei ich mir der höhnischen Blicke bewusst war, die mir folgten; Blicke, in denen zugleich Empörung lag, weil ich trotz allem so leicht davongekommen war. Bestimmt dachten sie alle, ich hätte ihren Anführer mit dem alten Heultrick weichgekriegt. Ich war eine gefährliche Frau. Unmerklich hatten sich die Rollen vertauscht – nun, da ich kein Opfer mehr war, fürchteten sie mich als »Politikerin«.

Auf dieses Wort konzentrierte sich all der Klassenhass, der ihnen tagtäglich eingeimpft wurde. Das System funktionierte perfekt, und die Indoktrination gehörte zu den Aufgaben des Anführers. Jedes Lager war nach demselben Vorbild aufgebaut und verfügte über einen Unterrichtsraum, die *aula*, in dem der Anführer Informationen und Befehle weitergab und alle An-

wesenden dazu angehalten waren, jede antirevolutionäre Verhaltensweise zu denunzieren, die ihnen aufgefallen war. Wer das nicht tat, riskierte, als Komplize vor dem Kriegsgericht zu landen und erschossen zu werden.

Man hatte den Guerilleros gesagt, dass ich bei den kolumbianischen Präsidentschaftswahlen kandidiert hatte. Damit gehörte ich zu der Gruppe politischer Geiseln, deren Verbrechen nach Ansicht der FARC darin bestand, dass sie Gesetze zur Fortführung des Krieges gegen die FARC erlassen hatten. Dadurch hatten wir Politiker natürlich einen üblen Ruf, es hieß, wir wären alle Parasiten, nur darauf aus, uns durch Ausbeutung des Volkes zu bereichern, und wir würden den Krieg künstlich verlängern, um finanziell davon zu profitieren. Die meisten der jungen Rebellen verstanden nicht einmal genau, was das Wort »Politik« überhaupt bedeutete. Ihnen wurde eingepflegt, Politik bestünde darin, die einfachen Leute mit hübschen Reden einzuwickeln, sich von ihnen wählen zu lassen und sich dann an ihnen zu bereichern, indem man ihre mühsam bezahlten Steuern stahl.

Das Problem an dieser Erklärung war, dass sie zu einem großen Teil stimmte. Und obendrein war ich aus genau diesem Grund in die Politik gegangen – in der Hoffnung, diese Machenschaften wenigstens ans Tageslicht zu bringen, wenn ich vielleicht auch nichts daran ändern konnte.

Doch für sie war jeder, der nicht auf der Seite der FARC stand, der letzte Abschaum. Es wäre zwecklos gewesen, hätte ich versucht, ihnen meinen Kampf und meine Ideale zu erklären, es interessierte sie einfach nicht. Als ich ihnen sagte, ich sei in die Politik gegangen, um gegen all das zu kämpfen, was ich verabscheute – Korruption, soziale Ungerechtigkeit und Krieg –, kam die unwiderlegbare Entgegnung: »Das sagt ihr alle.«

Ich ging zum Käfig zurück, von meinen Ketten befreit, aber dafür belastet mit dieser Feindseligkeit, die immer stärker wurde. Da hörte ich zum ersten Mal das FARC-Lied, das sie

komponiert hatten, mörderische Worte zu einer kindlichen Melodie:

*Esos oligarcas hijue'putas
que se roban la plata de los pobres.
Esos burgueses malnacidos los vamos a acabar,
los vamos a acabar.*

*Diese Hurensöhne von Oligarchen,
die das Silber des armen Mannes stehlen.
Diese Bürgerschweine bringen wir um,
wir bringen sie alle um.*

Anfangs war es nur ein leises Summen, das von einem der Zelte kam, dann folgte es mir bei jedem Schritt. Ich war so in meine Gedanken vertieft, dass ich gar nicht darauf achtete. Erst als die Männerstimmen anfangen, laut und deutlich den Text mitzusingen, begriff ich, dass es etwas mit mir zu tun hatte. Zunächst verstand ich die Worte nicht, da die Guerilleros mit einem Akzent sprachen – was mich oft dazu nötigte, sie zu bitten, das Gesagte zu wiederholen –, doch sie sangen dieses alberne Lied mit so viel Nachdruck, dass schließlich alle anfangen zu lachen, und dieser Stimmungswechsel holte mich zurück in die Wirklichkeit.

Der eine der Singenden war niemand anders als der, der mir die Ketten abgenommen hatte. Er sang mit einem verächtlichen Gesichtsausdruck und sehr laut, als wollte er seine Bewegungen mit einem Rhythmus unterlegen, während er so tat, als packe er Sachen in seinen Rucksack. Der andere, der von seinem Zelt am anderen Ende des Lagers herübergekommen war, war ein mickriger, kahlköpfiger Kerl, der die Angewohnheit hatte, alle zwei Sekunden die Augen zu schließen, als er warte er einen Schlag. Eins von den Mädchen saß auf einer Matte, starrte mich herausfordernd an und schien es amüsant zu finden, dieses kleine Lied zu singen, das sie offensichtlich

alle kannten. Ich zögerte, ausgelaugt von dem, was ich durchgemacht hatte, und sagte mir, dass ich mich von dem Lied schließlich nicht angesprochen fühlen musste. Doch ihr Verhalten erinnerte mich an diese kindischen Gemeinheiten auf einem Pausenhof. Ich wusste, das Beste wäre, mich einfach taub zu stellen, doch ich blieb stehen. Der Wächter, der mir buchstäblich auf den Fersen folgte, wäre beinahe in mich hineingelaufen, was ihn wütend machte. Er brüllte mich an, weiterzugehen, und genoss es offensichtlich, ein großes Publikum zu haben, das auf seiner Seite stand.

Ich wandte mich an die junge Frau, die vor sich hin sang, und ich hörte mich sagen: »Singt dieses Lied nicht mehr in meiner Gegenwart. Ihr habt Gewehre, und wenn ihr mich töten wollt, dann tut es einfach.«

Sie sang weiter mit ihren Gefährten, aber sie war nicht mehr mit dem Herzen dabei. Sie konnten aus dem Tod kein Kinderlied machen. Jedenfalls nicht im Angesicht ihrer Opfer.

Kurz darauf bekam ich die Erlaubnis zu baden. Der Nachmittag neigte sich bereits dem Ende zu, und sie teilten mir mit, dass sie mir nur wenig Zeit geben würden. Sie wussten, dass das Baden für mich der beste Teil des Tages war. Die Tatsache, dass sie mir die Zeitspanne dafür kürzten, ließ erahnen, welche Behandlung mich erwartete.

Ich sagte nichts. In Begleitung von zwei Bewachern ging ich zum Fluss und sprang in das graue Wasser. Die Strömung war immer noch sehr stark, und der Wasserspiegel stieg weiter an. Ich klammerte mich an eine Baumwurzel, die aus der Uferböschung ragte, und hielt meinen Kopf unter Wasser. Ich öffnete die Augen weit, in der Hoffnung, alles fortspülen zu können, was man mich zu sehen gezwungen hatte. Das Wasser war eisig, und es weckte jede schmerzende Stelle in meinem Körper. Selbst die Haarwurzeln taten mir weh.

Das Essen kam, sobald ich wieder im Käfig war. Mehl, Wasser und Zucker. An dem Abend hockte ich in meiner Ecke, in trockenen, sauberen Kleidern, und trank meine *colada*, nicht

weil sie gut schmeckte, sondern weil sie warm war. »Noch mehr Tage wie diese überstehe ich nicht«, sagte ich laut vor mich hin. Ich musste mich schützen, sogar vor mir selbst, denn ich würde die Behandlung, der sie mich unterzogen, nicht lange durchhalten. Ich schloss die Augen, obwohl es noch nicht dunkel war, atmete kaum und wartete darauf, dass sich alles auflöste: mein Leiden und meine Angst, meine Einsamkeit und meine Verzweiflung. Während dieser schlaflosen Nacht und der Tage, die darauf folgten, begab sich mein ganzes Wesen, das den Willen zu leben verloren hatte, auf einen seltsamen Pfad. Mein Körper und meine Seele versanken in einer Art Winterschlaf und warteten auf die Freiheit wie auf die Ankunft des Frühlings.

Der nächste Morgen dämmerte wie an allen Tagen meines bisherigen Lebens. Doch ich war tot. Ich versuchte, die endlosen Stunden zu füllen, indem ich meinen Verstand mit allem Möglichen beschäftigte, nur nicht mit mir selbst. Die Welt interessierte mich nicht mehr.

Sie kamen vom anderen Ende des Lagers. Sie hatten es schweigend durchquert, einer hinter dem anderen oder vielmehr einer geschubst vom anderen.

Als sie bei der Wachstation ankamen, flüsterte Yiseth der Wache etwas zu. Der Mann bedeutete den beiden mit einer Kopfbewegung, durchzugehen. Sie kamen näher, die Frau ging hinter dem Mann und sagte etwas, was ihm nicht zu behagen schien, und stieß ihn voran.

»Wir möchten mit Ihnen reden«, sagte sie, während ich mich bemühte, gleichgültig zu wirken.

Sie trug dieselbe ärmellose Tarnweste wie in der Nacht zuvor. Und dieselbe harte, verschlossene Miene, die sie älter wirken ließ.

Ich sah zu ihr auf, die Augen voller Verbitterung. Ihr Begleiter war einer der drei Männer, die mich in den Sümpfen misshandelt hatten. Allein seine Gegenwart erfüllte mich mit Abscheu.

Sie bemerkte es und stieß ihren Begleiter mit der Schulter an. »Los, sag's ihr.«

»Wir ... Ich bin gekommen, um ... um zu sagen, dass es mir leidtut. Bitte verzeihen Sie mir für das, was ich gestern zu Ihnen gesagt habe. *Yo no pienso que usted sea una vieja hijue' puta. Quiero pedirle perdón, yo sé que usted es una persona buena!*«

Die Szene war surreal. Dieser Mann war gekommen, um sich zu entschuldigen wie ein kleiner Junge, der von seiner strengen Mutter ausgeschimpft worden ist. Was hatte er gesagt? »Ich glaube nicht, dass Sie eine Schlampe sind. Ich bitte Sie um Verzeihung, ich weiß, Sie sind ein guter Mensch!« Ja, sie hatten mich mit allen nur erdenklichen Schimpfwörtern belegt. Aber das war nichts im Vergleich zu dem Horror, den sie mir angetan hatten. Das Ganze war absurd. Abgesehen von der Tatsache, dass sie gekommen waren. Ich hörte zu. Und ich dachte, es sei mir gleichgültig.

Es dauerte eine Weile, bis ich verstand, dass diese Worte und die Art und Weise, wie sie gesagt worden waren, mir tatsächlich Trost geschenkt hatten.